

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSREDEN

In Verbindung mit der Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität
herausgegeben von Rektor und Senat

Heft 6

Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft

Rede

gehalten bei der Reichsgründungsfeier am 16. Januar 1926

von

Hermann Oncken



MÜNCHEN 1926

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW.12

23

Münchener Universitätsreden

- Heft 1. **Leopold Wenger**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Von der Staatskunst der Römer**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 29. Nov. 24 . . M. 1.—
- Heft 2. **Eduard Schwartz**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München** am 17. Januar 25. . M. —.50
- Heft 3. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Walther von der Vogelweide als Liebedichter**, Rede am 4. März 25 M. —.50
- Heft 4. **Jahrtausendfeier der Rheinlande**. Reden gehalten v. Rektor Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Leopold Wenger** und Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Hermann Oncken** M. 1.—
- Heft 5. **Wilhelm Wien**, Geheimrat Professor Dr., **Universalität und Einzel-forschung**. Rektoratsrede M. 1.—
- Heft 6. **Hermann Oncken**, Geheimrat Univ.-Prof., **Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft**. Rede, gehalten bei der Reichsgründungs-feier am 16. Januar 1926 M. —.80
- Früher ist erschienen:
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Die Universität als Bildungs-stätte**, Vortrag gehalten im Deutschen Studentenbund am 15. Dez. 22 M. —.50
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Das heutige Italien**, öffentlicher Vortrag gehalten am 31. 12. 23 M. —.50

Münchener juristische Vorträge

Die Herausgabe wird durch einen Ausschuß der Juristischen Studiengesellschaft besorgt, der aus den Herren Oberlandesgerichtsrat Staatsrat Dr. K. MEYER, Universitätsprofessor Dr. E. RABEL und Justizrat Rechtsanwalt G. OTT besteht. — Die Redaktion betreffende Zuschriften sind an

Herrn Geh. Justizrat Professor RABEL, München, Leopoldstr. 18, zu richten.
Bisher sind erschienen:

- Heft 1. **Ernst Rabel**, Geheimrat, o. ö. Prof. an der Univ. München, **Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung** (Subs.-Preis —.55) M. —.65
- Heft 2. **Erwin Riezler**, o. ö. Prof. a. d. Univ. Erlangen, **Die Abneigung gegen die Juristen** (Subs.-Preis —.50) M. —.60
- Heft 3. **Ernst Wilmersdörffer**, Rechtsanwalt in München, **Das neue Reichs-bankgesetz und das Überweisungssystem nach dem Dawes-plan** (Subs.-Preis 1.—) M. 1.20
- Heft 4. **Joh. David Sauerländer**, Ministerialrat im bayer. Ministerium der Justiz München, **Zivilprozeßnovelle und Zivilprozeßreform** (Subs.-Preis 1.20) M. 1.50
- Heft 5. **Karl Geiler**, Rechtsanwalt und Univ.-Professor in Mannheim-Heidelberg, **Die Industriebelastung** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 6. **Adolf Weber**, Geheimrat, Prof. an der Universität München, **Wirtschaft und Politik** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 7. **Fritz Keidel**, Rat am Oberlandesgericht München, **Aufwertung nach bürgerlichem Recht und nach der Dritten Steuernotver-ordnung** (Subs.-Preis 1.20) M. 1.40
- Heft 8. **Otto von Zwiedineck-Südenhorst**, Geheimrat, o. ö. Professor an der Universität München, **Macht oder ökonomisches Gesetz** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 9. **Nikodem Caro**, Geh. Regierungsrat, **Die Kartellgerichte und ihre Auswirkungen** (Subs.-Preis 1.30) M. 1.60
- Heft 10. **Franz Schlegelberger**, Geheimer Regierungsrat, **Aufwertungs-fragen** (Subs.-Preis 1.60) M. 2.—

Es empfiehlt sich die Münchener juristischen Vorträge zu subscribieren, da nur wichtige Themen behandelt werden
Jedes Heft ist auch einzeln käuflich

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

6

Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft

Rede

gehalten bei der Reichsgründungsfeier am 16. Januar 1926

von

Hermann Oncken



MÜNCHEN 1926

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

Deutsche Bergangelegenheit nach
deutscher Einkünfte

Verlag von Dr. C. Wolf & Sohn in München

Verlag von Dr. C. Wolf & Sohn



Copyright 1926 by Max Hueber, Verlag, München NW 12
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München, Printed in Germany

Indem wir den Tag der deutschen Reichsgründung feierlich begehen, erhebt sich für uns wie für jeden Deutschen die ernste Frage an das Gewissen: wie wir heute im Innersten zu unserer großen Vergangenheit, ihren historischen Symbolen und Gedenktagen stehen.

Der 18. Januar 1871 war für die Generation, die ihm folgte, das Symbol der Erfüllung. Einheit und Sieg in rauschender Vollendung, ein Meilenstein deutscher Entwicklung, der für die Ewigkeit gelegt zu sein schien. Auch als die Einzelheiten des geschichtlichen Hergangs infolge der Öffnung der Archive sich erhellten, als die Ziele und Motive, und damit auch die Gegensätze der handelnden Persönlichkeiten sichtbarer hervortraten, da nahm die mit der wachsenden Distanz tiefer eindringende historische Erkenntnis dem großen Drama der Vollendung nichts von seinem Glanze, dem Symbol nichts von seiner Größe und Bedeutung. Denn wir wohnten im Besitze, glücklich, stolz und sorgenlos.

Erst seitdem dieser Besitz durch den Ausgang des Weltkriegs uns genommen worden ist, treten wir zwar nicht als andere, aber doch mit anderen Empfindungen, mit ganz neuen Fragen diesem hohen Gedenktage gegenüber.

Man weiß, daß manche nach der Katastrophe auch diesen Gedenktag mit allem anderen auslöschen wollten, weil die Form des Reiches von 1871 zerbrochen und sein Geist erloschen sei, weil es fortan gelte, statt rückwärts zu blicken, in einem neuen Geiste auf neuen Wegen voranzuschreiten. Fehlte es doch nicht an Übereifrigen und Kurzatmigen, die sich bereit zeigten, dem Beispiel der Franzosen von 1789 zu folgen, von denen Tocqueville sagt, daß sie „die größte Anstrengung gemacht hätten, die jemals ein Volk auf sich genommen habe, ihre Existenz sozusagen in zwei Stücke zu zerschneiden und das, was sie bis dahin gewesen waren, durch einen Abgrund von dem zu trennen, was sie künftig sein wollten“. Die deutsche Nation hat nicht so viele gemeinsame, lebendige Erinnerungen aufzuweisen, um ein so selbstzerstörerisches und sich selber richtendes Beginnen nachzuahmen. Sie darf sich an das Eine halten, daß der Kern des Verlorenen uns auch heute unverloren ist und darum auch in seinem historischen Symbole niemals preisgegeben werden darf.

Auf der andern Seite galt gerade dieser Gedenktag auch nach der Katastrophe nicht nur als Symbol des Gewesenen, sondern auch als Symbol des Wiederzuerringenden und zwar in allen seinen äußeren Formen Wiederzuerringenden; er wurde so zu einem heimlichen Panier, dem verborgenen Kaiser im Kyffhäuser vergleichbar, auf dessen Wiederkunft ein guter Deutscher harren müsse. Aber indem man, aus Antrieben der Ehre und Treue, in der Tradition und nur in der Tradition zu leben fortfuhr, entging man nicht der Gefahr, sich von der uns umgebenden Wirklichkeit allzuweit zu entfernen, ja zu dem Dasein der Nation in unserem heutigen Staate, zu der politischen Arbeit des Tages, die getan werden muß, in einen Gegensatz zu treten, der nur von einer romantischen Stimmung (insofern sie sich mit einem historischen Symbole begnügt) ertragen wird, aber von den harten Notwendigkeiten des vorwärtsschreitenden politischen Lebens überwunden werden muß.

Wer von uns hätte nicht unter dem Zwiespalt dieser Jahre gelitten, in denen die alten Tafeln zerbrochen wurden und die neuen im Entstehen zerfielen, in denen alle Werte der Vergangenheit und Gegenwart fraglich zu werden drohten, so daß vielen Deutschen, im Gefühl ihrer seelischen Verarmung, der Glaube an sich selbst verloren ging. Da konnte es wohl den Anschein gewinnen, als ob unsere Nation jene drei Arten der Verzweiflung in sich erlebe, von denen das Wort Kierkegaards spricht: man ist sich nicht bewußt, ein Selbst zu haben — man will sich selber los sein — man bekennt sich verzweifelt zu dem eigenen Wesen und hält sowohl an diesem Wesen wie an der Verzweiflung fest. Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß unser Volk wenigstens aus den Tiefen dieser seelischen Hölle — auch wenn manche Nöte nach außen und innen unvermindert fortdauern — langsam emporzusteigen beginnt. Damit gewinnt es auch die Kraft zurück, zu seiner Vergangenheit und ihren Symbolen, zu seinen großen geschichtlichen Gedenktagen — die nur dann wahrhaft nationale Gedenktage sind, wenn sie als der ganzen Nation ohne Unterschied der Partei zugehörig empfunden werden — wieder in ein reines und innerliches Verhältnis zu treten. Es gilt, auch von dem Rechtsboden unseres gegenwärtigen deutschen Staates aus das stolze Erbe von 1871 in Ehren zu halten und seines tiefsten Sinnes bewußt zu bleiben — gerade unser tragisches Erleben hilft uns, diesen Sinn wahrhaft zu vertiefen und von dem Äußern in das Innere zu wenden. Es gilt nicht minder, in dem Geiste solcher historischer Tradition auch den Verpflichtungen unserer Gegenwart, so anders sie auch gestaltet

sein mögen, furchtlos ins Gesicht zu sehen — so wie einst die preußischen Reformen von 1807/13 von dem alten Staate Friedrich des Großen sich bemüht ablösten, ja seinen ganzen Aufbau abzubrechen nicht zögerten, um eben damit seine Idee und seine Zukunft zu retten. Das Symbol wird Leben nur, wenn es dem Leben dient.

Jedes Auge sieht heute die tiefe Scheidung der deutschen Epochen, den Abstand unserer Gegenwart von der Epoche, die mit der Reichsgründung von 1871 begann und mit dem Ausgang des Weltkriegs zu Ende ging. Aber verschließen wir uns nicht dagegen, daß der Zusammenhang beider Epochen noch tiefer hinabreicht als ihre Trennung. Das eine dürfen wir auch an diesem Gedenktage bekennen, ohne uns schöner und leerer Worte schuldig zu machen: daß auch der deutsche Staat der Gegenwart, so tief geschieden er von dem Reiche Bismarcks ist, doch mit allen seinen Lebenskräften und Möglichkeiten auf dem festen Grunde ruht, der am 18. Januar 1871 gelegt worden ist, und daß allein der Gedanke der nationalen Zusammengehörigkeit, der damals Gestalt gewann, uns befähigt hat, alle Schrecken und Schmach der Katastrophe zu überstehen. Eine unbefangene historische Vergleichung der Jahre vor 1870 und der Gegenwart wird, so verwegen es klingt, doch nicht leugnen können, daß die Tiefe, die Tragfähigkeit, die Selbstverständlichkeit des nationalen Gefühls, auf dem der Staat ruht, trotz aller Verworrenheit, in der wir umgetrieben werden, in diesem halben Jahrhundert unendlich gewachsen ist.

Dieses uns allen Gemeinsame möchte ich auffuchen, indem ich meine historischen Betrachtungen auf den Vorgang der Reichsgründung in seinen allgemeinsten, unzerstörbaren Beziehungen, in seinen großen europäischen und weltgeschichtlichen Zusammenhängen lenke — vielleicht, daß es gelingt, von hier aus auch den Blick auf die der ganzen Nation gemeinsamen Aufgaben der Zukunft zu richten.

*

Das Reich, dessen Gründungstag wir heute bewegten Herzens begehen, hat eine doppelte Vorgeschichte: den nationalen Idealismus der deutschen Generation von 1830 bis 1870 und die staatsmännische Leistung Bismarcks von 1862 bis 1870. Die eine Voraussetzung ist nicht ohne die andere zu denken: von höchst verschiedener Herkunft, weit einandergehend in ihren letzten Antrieben und ihren Mitteln, haben sie sich auf der letzten Stufe der Entwicklung vereinigt. Was den

führenden Geistern der Generation von 1830 bis 1870 als Höchstes vorschwebte, war ein deutscher Nationalstaat, frei nach innen, stark nach außen: dieses doppelte Ideal entzündete den Männern der Paulskirche, soweit auch ihre Motive und Absichten im einzelnen einander kreuzten und widersprachen, den reinen Enthusiasmus ihres politischen Willens. Aber dieser Idealismus lebte doch, indem er ein freies und großes Vaterland begehrte, in vorwiegend innerpolitisch bestimmten Wunschbildern und glaubte daher, sein Ziel auch mit wesentlich innerpolitischen Mitteln erreichen zu können. Er hatte nicht mit hinreichender Schärfe erkannt, daß die Schaffung eines deutschen Nationalstaats, ganz gleich in welchen Formen und in welcher Ausdehnung sie erfolgte, nicht nur ein deutsches Problem, sondern zugleich, infolge unserer Lage in der Mitte des Erdteils, auch ein europäisches Problem sei. Man verkannte, daß die Souveränität der deutschen Nation sich erheblich leichter, wie es 1848 in Frankfurt geschah, nach innen proklamieren, als nach außen hin, in der Gesellschaft der europäischen Großmächte, zur Anerkennung und Geltung bringen ließ.

Die persönliche geschichtliche Leistung Bismarcks, und seine entscheidende Überlegenheit gegenüber der Generation, der er angehörte, besteht darin, daß er die Aufgabe von hier aus, in ihren außenpolitischen Bedingtheiten erkannte und mit den dieser Problemlage entsprechenden Mitteln zur Lösung führte. Nicht als ob er persönlich dem nationalen Idealismus seiner Generation fremd gewesen wäre — es ist ein absurder Gedanke, sich die Seele des deutschen Reichsgründers ohne den glühenden Kern idealistischen nationalen Willens vorzustellen — aber er war zugleich und in erster Linie der große Realist, der mit unerbittlicher Klarheit jene Grundbedingung aller schöpferischen deutschen Politik erkannt hatte: daß bei der Lage Deutschlands in der Mitte Europas jede politische Umgestaltung dieser Mitte zugleich eine Sache der großen Politik sei. Während seiner ganzen Staatsleitung, bis in seine letzten Atemzüge hinein, ist ihm der Gedanke des Primats der äußeren Daseinsvoraussetzungen des deutschen Staates als die Summe aller politischen Weisheit gegenwärtig geblieben. Indem er seinen Blick vor allem auf die europäische Umwelt gerichtet hielt, in der und gegen die sich der werdende deutsche Staat durchzusetzen hatte, rückte ihm das Problem seiner inneren Ausgestaltung erst in die zweite Linie. Er band die Freiheit im Innern an die Sicherheit nach außen, wenn er im März 1867, bei der Beratung der Norddeutschen Bundesverfassung,

erklärte, daß, den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates verträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder deutschen Regierung sei. Er wußte und pflegte es mit Vorliebe zu betonen, daß das Innere sich so oder so gestalten, mit der Zeit sich verändern, und daß auch ein Fehler, wenn er geschehen, sich in der Zeit wieder gut machen lasse; das Äußere dagegen erkannte er als an den Moment gebunden, an das einmalige Handeln und die nicht wiederkehrende Günst der Stunde, so daß Mißgriffe und Unterlassungen in dieser Sphäre viel verhängnisvoller werden, wenn nicht gar irreparabel bleiben mußten.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Vorgeschichte der Reichsgründung von 1871 zugleich als die Geschichte einer beginnenden europäischen Machtverschiebung. Sobald die deutschen Dinge in Fluß kamen, vermochte der französische Nachbar diesem Prozesse nicht als uneigennütziger Beobachter zuzuschauen. Schon der Krieg von 1866, der die innerdeutsche Entscheidung in wenigen Wochen brachte, war vor allem eine europäische Krisis, die mit Haarschärfe an einer allgemeinen Explosion, an dem kriegerischen Eingreifen Frankreichs vorbeiging. Und wenn der Ausbruch der Krisis damals durch die Kunst Bismarcks vermieden werden konnte, so verwandelte sie sich allmählich in eine schleichende Krisis, die in steigendem Maße die Jahre 1867 bis 1870, deren Verlauf wir immer noch allzusehr unter ihrem inneren Aspekt ansehen, erfüllen sollte. Die großen Traditionen der französischen Rhein- und Interventionspolitik, die sich während des Krieges von 1866 mit stürmischer Begehrlichkeit erhoben hatten, warfen sich, nach der erlittenen Enttäuschung, dem Vormarsch der Deutschen auf den Nationalstaat immer drohender entgegen. Seit den Bündnisverhandlungen, die Napoleon III. seit Ende 1868 mit Österreich und Italien einleitete (Dänemark war als Viertel im Bunde vorgesehen), stieg der Atmosphärendruck, der die noch unfertige Mitte einkreisend zusammenpreßte, so hoch, daß fortan jeder Schritt vorwärts, der in den innerdeutschen Dingen erfolgte, unter der unmittelbaren Gefahr des Weltkrieges stand.

Angeichts dieser europäischen Gefahren in den Jahren 1867 bis 1870 ist Bismarck mit einer Selbstbeherrschung und einem Verantwortlichkeitsgefühl ohnegleichen vorwärts geschritten. Wohl gab ihm das Gefühl, eine weltgeschichtliche Mission für sein Volk zu vollstrecken, jene innere

Sicherheit, die den großen Menschen auszeichnet. Aber dieselbe weltgeschichtliche Verantwortlichkeit, als ein höchstes Maß über den Dingen schwebend, regelte Tempo und Methode seines Vorgehens. Er blieb sich in jedem Augenblick bewußt, daß der ungestüme Drang der Nationalpartei jederzeit seine unübersteigbare Grenze in der gesamteuropäischen Lage und ihren Geboten finden müsse. Er verfügte auch über den Mut zu warten und über die Kraft zu bremsen, denn er dachte nicht von einem Tage zum andern, er dachte in geschichtlichen Epochen und in europäischen Horizonten. Eben darum vermochte er im Mai 1868 dem württembergischen Generalstabschef von Suckow vertraulich zu eröffnen:

„Erreicht Deutschland sein nationales Ziel im 19. Jahrhundert, so erscheint mir das als etwas Großes, und wäre es in zehn oder fünf Jahren, so wäre das etwas Außerordentliches, ein unverhofftes Gnadengeschenk von Gott.“

Mag auch etwas politische Berechnung in diese Worte hineinspielen: welche Demut titanischer Schöpferkraft vor einer höheren Gewalt, die alles Völkerchicksal lenkt, welche leidenschaftslos sachliche Abschätzung dessen, was in der auswärtigen Politik möglich ist! Die Worte enthalten, eben weil sie von Bismarck, dem Manne des dämonischen Willens und der beherrschenden Tat, gesprochen werden, zugleich eine allgemeinere Lehre, zumal auch für die zu allen Zeiten so viel zahlreicheren und lauterer Politiker des Wünschenswerten: daß hohe Ziele im Völkerleben einen langen Atem und jene Kraft des Gemütes erfordern, die auf weite Sichten hinaus sich zu bewähren vermag.

Noch wenige Monate vor Ausbruch des Krieges von 1870 hat Bismarck seine grundsätzliche Haltung auch praktisch betätigt. Als im Februar 1870 die Nationalpartei, die endlich Taten sehen wollte, die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund beantragte, erklärte Bismarck sich, zum Kummer der vorwärtsdrängenden Patrioten, auf das bestimmteste dagegen; nicht nur aus Erwägungen innerdeutscher Natur, unter denen auch die Rücksicht auf den König von Bayern eine Rolle spielte, sondern auch, was er öffentlich natürlich nicht aussprach, aus außerpolitischen Motiven, aus Rücksicht auf Frankreich. Angesichts einer scheinbaren — in Wirklichkeit nur scheinbaren — konstitutionell-friedlichen Aera in Frankreich meinte er auch diese blassen Möglichkeiten doch nicht vorzeitig stören zu dürfen: „Das Wurzelschlagen dieses Systems in Frankreich (so hieß es in einem Erlasse des Bundeskanzlers)

halte ich für eines der wesentlichsten Beförderungsmittel in einer friedlichen und die Unabhängigkeit der Nachbarn achtenden Richtung.“ Man sieht, daß Bismarck, weit entfernt, nur den Weg der Gewaltlösung vor sich zu sehen, auch die bescheidenste Karte aufnahm, die für eine friedliche Lösung dienlich sein konnte, und, ohne das Endziel aus dem Auge zu verlieren, es niemals gewaltsam, so lange der Konflikt zu vermeiden war, an sich heranreißten wollte. So wenig er im Augenblick der Tat vor irgend einem Widerstande zurückscheute, er würde trotzdem keine Möglichkeit verschmäht haben, die letzten Schritte zur Vollendung des Reiches unter Aufrechterhaltung des Friedens zu tun.

Schon vor dem Weltkriege ist es bekanntlich eines der beliebtesten, gegen uns ausgespielten Schlagworte gewesen: dieses Deutsche Reich sei durch einen Krieg, und zwar durch einen mit Vorbedacht herbeigeführten Krieg begründet worden, und seinem Ursprung aus der Gewalt getreu, von Haus aus auf Behauptung durch Machtpolitik angewiesen, habe es nach dem Gesetz, nach dem es angetreten und das es von allen Staaten unterscheidet, fortleben müssen: sein Lebensprinzip sei die Wurzel alles Übels. Es handelt sich in diesen Behauptungen um die Kriegsschuldfrage in ihrem weitesten, aber auch gefährlichsten Umfange, insofern sie in dieser Gestalt die Denkvoraussetzung und den Sockel gleichsam aller besonderen Kriegsschuldthesen von 1914 bildet. In Frankreich erzeugt, hat diese Legende auch auf die mit Frankreich verbündeten oder von ihm geistig abhängigen Länder übergegriffen, wie man dann in den Memoiren Lord Greys noch einige Sätze über den vorbedachten Angriff des deutschen Militarismus auf die Franzosen im Jahre 1870 lesen kann. Gleichsam als wenn die gedankliche Prämisse zu dem auf diesem Untergrunde aufgeführten Legendenbau noch immer nicht von unsern Gegnern entbehrt werden könnte.

In Wahrheit ist es einzig der Zusammenstoß der französischen Rheinpolitik mit dem Rechtsanspruch der Deutschen auf nationale Selbstbestimmung gewesen, der den Krieg unvermeidlich gemacht hat — ein unbedingter Kriegswille der andern Seite, der seine Ziele nur auf dem Wege des Krieges erreichen konnte und nichts von dem Verantwortlichkeitsgefühl Bismarcks kannte, hat jenen Zusammenstoß von weltgeschichtlicher Tragweite auf dem Gewissen. Dieser geschichtliche Zusammenhang ist der Welt von damals ganz geläufig gewesen. Um zu den vielen Zeugnissen noch ein bisher unbekanntes eines namhaften Neutralen hinzuzufügen, gebe ich ein Urteil wieder, das der amerikanische

Gesandte in Berlin, George Bancroft, der Historiker, am 12. Oktober 1870 im Auswärtigen Amte in Berlin vertraulich formulierte:

„Daß die leitenden Staatsmänner und die öffentliche Meinung in Amerika den jetzigen Krieg wesentlich als einen Akt der Nothwehr von deutscher Seite ansehen, wobei es hauptsächlich darauf ankomme, Deutschland vor neuen Angriffskriegen seiner westlichen Nachbarn, wie deren die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte eine so große Anzahl aufweist, durch eine bessere Abgrenzung dauernd zu schützen.“

Die Welt von heute scheint freilich vergessen zu haben, um was es sich bei dem angeblichen Überfall der Deutschen auf Frankreich im Jahre 1870 gehandelt hat. Wer die Wahrheit wissen will, braucht sich nur der Kriegsziele der Franzosen zu erinnern, zu denen sie sich im August 1870 sogar dritten Mächten gegenüber amtlich bekannt haben. Da war nicht nur Schleswig, das man den Dänen, und Danzig, das man den Russen anbot, nicht nur Schlesien und manches andere, das den Österreichern als Preis des Mitgehens zugesichert war; da war ein großer autonomer Rheinstaat, von Frankreich kontrolliert, da war vor allem die föderalistische Zertrümmerung Deutschlands in ein System von gleichgroßen Staaten: schon als Mindestprogramm somit jenes Deutschland des Westfälischen Friedens, dessen Bild noch in den Jahren seit 1919 drüben so viele zärtliche Verehrer gefunden hat. Das war der Siegespreis, um dessentwillen die Franzosen im Juli 1870 in den Krieg trieben. Diesen Preis haben die Siege unserer Heere ihnen entzogen, diese Hoffnungen hat die Begründung des Deutschen Reiches zerstört. Nur so ist es geschichtlich zu erklären, daß dieses Reich aus dem Donner der Schlachten auf fremdem Boden ins Leben trat.

Das also ist der tiefste Sinn des weltgeschichtlichen Hergangs von 1870/1, der Begründung des Deutschen Reichs in der Mitte Europas: daß wir unsere Einheit und Freiheit nur in der Verteidigung nach außen hin, in einem Kampf, in dem unsere ganze Existenz auf dem Spiele stand, zu gewinnen vermochten. Deutsche Einheit und Freiheit hätten sich in der Welt, die uns umgab, gar nicht anders durchsetzen können, als daß sie ihre schlummernden Kräfte in sichtbare Macht umsetzten. So geschah es, daß das Herzland des Festlands, das so lange das Befehl von andern empfangen hatte, es fortan sich selber zu geben vermochte, statt jenes territorial auseinanderfallenden und ohnmächtigen Deutschlands des Westfälischen Friedens, das den Franzosen vorschwebte, ein

neues Deutschland in geschlossener Kraft und Unabhängigkeit nach allen Seiten, im Vollbesitze seiner Autonomie.

Die Welt empfand die Gründung des Deutschen Reiches als ein europäisches Ereignis, das alle Mächte anging. Noch in den Wochen vor der Reichsgründung galt Bismarcks eigentliche Sorge weniger den Fragen des innerdeutschen Aufbaus, als der Außenpolitik, den Neutralen, die störend in diese Neugestaltung eingreifen konnten; haben doch die europäischen Verwicklungen in der Pontusfrage im Winter 1870/71 die Politik des Reiches — schon in seiner Geburtsstunde! — zum ersten Male vor die schicksalsvolle Option zwischen Rußland und England gestellt. Der Gründer des Reichs hat sogar sein Entgegenkommen in den Versailler Verträgen vertraulich auch damit motiviert, er habe „gegenüber den neutralen Mächten und der immer noch nicht abzuweisenden Möglichkeit einer Einmischung die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollen, die deutschen Dinge noch länger in der Schwebelage zu lassen“. Er sah in den Verträgen weniger die Krönung als das Eingangstor des Gebäudes, das zunächst einmal nach außen hin gesichert und in unangreifbarer Einheit dastehen mußte.

*

Jede deutsche Staatsordnung bestimmt zugleich die Ordnung Mitteleuropas, sie ist daher zu allen Zeiten tiefer als irgend ein anderer Staat in die europäische Gesamtordnung, bald mehr mit negativen, bald mit positiven Vorzeichen verflochten gewesen — und nach dem Wechsel dieser Vorzeichen lassen sich die Epochen deutscher und europäischer Geschichte zugleich bestimmen.

Man hat wohl neuerdings die beiden deutschen Staatsmänner miteinander verglichen, die nach dem Untergang des alten Reiches die beiden stärksten Neuorganisationen der deutschen Mitte geschaffen und geleitet haben: Metternich, den Schöpfer des Deutschen Bundes, der dem Deutschland und Mitteleuropa von 1815 bis 1848 das Gesicht gab, und Bismarck, den Reichsgründer und Urheber des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879. Die Entfernung von den Dingen, durch die Katastrophe von 1918 geschärft, setzt uns instand, historische Erscheinungen, die man zunächst im Gegensatz zueinander zu sehen gewöhnt ist, nunmehr auch in dem inneren Zusammenhange zu sehen, der sie als deutsche und europäische Staatsmänner verbindet. Auch wenn der eine das Werk des andern zerstörte, so kann doch das Werk beider zusammengenommen als

eine Stufenfolge von Lösungsversuchen der im Grunde verwandt gestellten Aufgabe angeschaut werden: als die beherrschenden Staatsmänner in der Mitte Europas stehen die beiden Männer nebeneinander.

Die tiefen Unterschiede ihrer Leistung bleiben darum nicht zu verkennen. Sie liegen nicht nur darin, daß der Schwerpunkt des Systems von Wien nach Berlin verschoben wurde. Metternich erblickte den Schwerpunkt in einem übernationalen und föderalistischen österreichischen Hausstaat, der, vermöge seiner Verbindung mit Preußen und dem Deutschen Bunde, den Kern einer gleichsam analog organisierten europäischen Staatengesellschaft zu bilden berufen war: eine Konzeption, die im Geiste ihrer Zeit ergriffen, einer gewissen Größe nicht entbehrte. Aber sie krankte daran, daß sie sich fast allen lebenskräftigen nationalen Entwicklungen des Jahrhunderts unvermeidlich entgegenwerfen mußte und ihre Ordnung Mitteleuropas nur auf Kosten des lebendigen und wachsenden deutschen Nationalgefühls behaupten konnte: so geschah es, daß ihr Gebilde, innerlich überlebt, im Jahre 1848 von innen her zerbrochen wurde. Dagegen war in der Schöpfung Bismarcks der Schwerpunkt in einen geschlossenen deutschen Nationalstaat verlegt, der fortan, im völkerrechtlichen Bunde mit Österreich-Ungarn, die einst von dem Werke Metternichs ausgeübten europäischen Funktionen übernahm; er bedeutete den Gewinn einer Freiheit und Autonomie, wie die deutsche Nation sie seit Jahrhunderten nicht besessen, und erfüllte in sich alle Bedingungen dauernder Lebenskraft. Seinen Schöpfer um ein Menschenalter überdauernd, ist er nicht aus einer inneren Notwendigkeit, sondern erst in einem Kampfe gegen eine ganze Welt, der immer ein leuchtendes Denkmal seiner innern Stärke bleiben wird, zusammengebrochen, um im Kern seines Aufbaus auch diese Katastrophe zu überstehen.

Darin aber gleicht Bismarck wieder seinem Vorgänger Metternich, daß er sich, über seine deutsche Stellung hinaus, auch seiner Verantwortung als europäischer Staatsmann und der ihm daraus erwachsenden Verpflichtungen bewußt war. Er wußte, daß die für die Mitte Europas gewonnene Autonomie eine natürliche Schwerkraft aufwies, die zur Führung befähigte und ebendarum nicht hegemonisch mißbraucht werden durfte. Es ist ein grober Irrtum, wie es wohl gelegentlich geschieht, sich Bismarck, als leitenden Staatsmann der siebziger und achtziger Jahre, im Bilde eines Gewaltpolitikers im ausschließlichen Sinne des deutschen Machtinteresses vorzustellen; und nur diejenigen, die sich Macht nur als Hegemonie (mit allen ihren Ansprüchen und Verführungen) denken

können, sprechen von einer deutschen Hegemonie, die angeblich unerträglich auf den europäischen Völkern gelastet habe. In Wahrheit hat Bismarck die gewonnene Macht der Mitte zur Sicherung des europäischen Friedens genutzt. Es war mehr als eine bloße Phrase, wenn er in einem Erlasse vom Februar 1874 schrieb: „Der Fürst Gortschakoff treibt russische Machtpolitik; wir verfolgen keine Machtpolitik, sondern eine Sicherheitspolitik“. Er war sich der Gefahren einer verantwortungslosen Machtpolitik im Innersten seines politischen Denkens bewußt, denn er besaß ein instinktives Vorgefühl für die Unsicherheit des ganzen europäischen Zustandes, für die Feinheit und Verletzlichkeit dieses von der Mitte des Erdteils her ausbalanzierten Gleichgewichts der Staatengesellschaft, für die unterirdischen Gewalten, die eines Tages dieses ganze System über den Haufen werfen könnten. Immer wieder hat er, man darf heute sagen, mit prophetischer Voraussicht, dem russischen Zaren in den achtziger Jahren gepredigt: eine offensive russische Kriegspolitik setze mehr auf das Spiel, als ein Gewinn nach außen einbringen könne. „Umwälzungen wären in keinem großen Lande möglich,“ — heißt es in einer Aufzeichnung Bismarcks aus dieser Zeit — „ohne auf die Zustände Europas zurückzuwirken und die Erhaltung des Bestehenden liege in unserem Interesse.“ In diesem Sinne war Bismarck dem Fürsten Metternich vergleichbar, aus außenpolitischem Motiv ein konservativer Staatsmann, wenn man das Wort nicht in einem engen Parteilinne, sondern in seiner allgemeinsten Bedeutung faßt, und die deutsche wie die europäische Ordnung, die er erhalten wissen wollte, hatte, wie ein Vergleich der Periode von 1871 bis 1914 mit der von 1815 bis 1848 zeigt, nunmehr viel haltbarere Garantien der Dauer aufzuweisen. So wird hinter dem deutschen Reichsgründer auch der europäische Staatsmann sichtbar, ein guter Europäer von universalem Weitblick und tiefem Verantwortungsgefühl. Vielleicht, daß kommende Geschlechter ihn noch einmal als den letzten schöpferischen Staatsmann Europas vor seiner Katastrophe bezeichnen, und in dem Deutschen Reiche die stärkste und unentbehrlichste Sicherheitsvorrichtung in dem wogenden Völkergefüge unseres Erdteils erkennen, der so lange das Schicksal der Welt bestimmt hat.

*

Von solcher Höhe der Erinnerungen an den 18. Januar 1871 blicken wir in die Tiefen der Gegenwart und suchen den Weg, der uns aus ihrem Dunkel wieder hinaufführt. Jene Freiheit und Autonomie des

Deutschen Reiches, die das Werk Bismarcks war, hat der Ausgang des Weltkriegs in Banden geschlagen: dieser Verlust wiegt schwerer als jede Umgestaltung der Staatsform, bitterer selbst als jede Veränderung der Staatsgrenzen, die heute enger gezogen sind als jemals seit den Zeiten Karls des Großen. Das Unerträglichste ist, daß die Mitte Europas, wehlos und unfrei, das Gesetz nur noch von dem Willen der andern empfängt, daß die Souveränität des deutschen Staates in ihren Bereichen eingeschränkt, in den rheinischen Landen zeitweilig fast völlig zerstört, im Osten lebensgefährlich durchschnitten, in den wichtigsten staatlichen Lebensäußerungen, im Finanz- und Steuerwesen, im Verkehr und in der Wehrverfassung entweder vertragsmäßiger Kontrolle oder tatsächlicher Willkür des Auslandes unterworfen ist. Ja, diese wehrlose Unfreiheit, die ein jeder Deutscher am eigenen Leibe empfand, steigerte sich in den Jahren nach dem Kriege zu einer Rechtslosigkeit unter den Völkern der Erde, daß unsere nationale Existenz selber darüber in Frage gestellt schien.

Den Tiefpunkt dieser Entwicklung haben wir heute durchschritten. Der nachlebende Historiker wird vielleicht den ersten Wendepunkt schon in den Januar 1923 verlegen: die äußerste Überspannung des französischen Gewaltfrevels an der Ruhr leitete, weltgeschichtlich gesehen, die Reinigung der Weltatmosphäre ein und bereitete eine allmähliche Verschiebung der Mächtegruppierung vor. In dem Chaos des November 1923 setzten zugleich die internationalen Verhandlungen ein, die jene Streitfragen, die bisher den Vorwand jeglicher Gewalt gebildet hatten, zu sachlicher und friedlicher Entscheidung zu bringen suchten. Wenn wir auch in der nächsten Zeit die schlimmsten und zerstörendsten Nachwirkungen des Angriffs in unserem Innern zu überwinden hatten, dergestalt, daß wir nur mühsam am Rande des Abgrunds entlang taumelten, so wuchsen doch allmählich die Symptome der Entspannung. Vor allem eins: die gefährlichste Epoche, der französische Eroberungs- und Zerstörungskrieg im Frieden, der seine Ziele am Rhein, weit über Versailles hinaus, sich gesteckt hatte, gehört heute der Geschichte an; durch Dawesplan und Locarnovertrag ist er zum Abschluß gebracht worden. So wenig wir auch Grund haben, uns vorschnellen Illusionen hinzugeben: einen Saum des Lichts wenigstens sehen wir den dunklen Horizont erhellen. Wir erblicken wenigstens einen Weg, der vor uns liegt, einen Weg durch die Wüste gewiß, mühsam und unter Entbehrungen, nur Schritt für Schritt zurückzulegen, und immer wieder Enttäuschungen und Rückschläge ausgesetzt, aber einen Weg.

der hinaufführt, und ein Ziel, zu dem wir uns einmütig — weil es in diesen Dingen keinen Unterschied der Partei gibt — im Geiste der Reichsgründung von 1871 bekennen dürfen. Das ist der Wiedergewinn der deutschen Freiheit, der Autonomie des deutschen Staates unter den Völkern der Erde.

Das Werk der Befreiung wird durch viele Stufen zu gehen haben. Allem voran steht die Befreiung des deutschen Bodens innerhalb unserer Reichsgrenzen, da Besatzung und Kontrolle nunmehr ihren Sinn verloren haben. Ihr wird die Rettung der gefährdeten oder rechtswidrig abgelösten Gebiete — ich nenne nur die Namen Saarbrücken, Oberschlesien, Danzig — als nächste Aufgabe folgen müssen. Gleichzeitig aber wird ein nicht minder wichtiges Befreiungswerk zu laufen haben, das durch Erfüllung des Erfüllbaren und durch Ablösung des Unerfüllbaren allmählich die Fesseln abzustreifen sucht, die unserer inneren, namentlich unserer wirtschaftlichen Selbstbestimmung auferlegt sind. Hinter diesen Zukunftsaufgaben, die dem engeren Reiche von heute gestellt sind, werden sich dann die weiteren Aufgaben, wie der Anschluß Deutschösterreichs erheben, der voraussichtlich verschiedene Stadien wird durchlaufen müssen. Wie dem auch sein mag, auch dieses großdeutsche Endziel setzt für seine Verwirklichung doch wohl einen sichtbaren Fortschritt in der jetzt erst beginnenden kleindeutschen Befreiung voraus. Denn erst ein deutscher Staat, der die eigene Autonomie wiedergewonnen hat, wird auch für die Sicherung der Rechtslage der deutschen Minoritäten in fremden Staatskörpern wirksam eintreten können.

Ein neuer deutscher Befreiungskampf — wahrlich eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert! Soll sie nicht nur ein Programm frommer Wünsche bleiben, so erfordert sie von der nächsten Generation einen Idealismus der Gesinnung, ebenbürtig der Generation von 1830 bis 1870, und für die Durchführung einen politischen Realismus, der sich an Bismarcks Vorbild geschult hat. Der große Impuls muß sich in langer und schwerer Einzelarbeit bewähren und mit der höchsten politischen Selbstzucht verbinden. Die Methoden des politischen Handelns, deren unser Reichsgründer sich bediente, können nicht mehr die unsrigen sein, weil die Aufgaben verändert sind und seine Mittel uns nicht mehr zur Verfügung stehen: er selber, unbestechlicher Realist, der er war, würde heute der erste sein, den Wandel der Zeiten zu erkennen und danach zu handeln.

Daher ist es nicht damit getan, mit dem Maßstab von 1871 an jede

Aktion heranzutreten, die uns nur einen Schritt vorwärts bringt: große politische Aufgaben tragen ihren Maßstab in sich selber. Auch wird es mancher Unterdrückung von Empfindungen bedürfen, die menschlich ihr gutes Recht haben, und wir tun gut, uns auch darin an den großen Erzieher von der politischen Illusion zur politischen Sachlichkeit zu halten. Als im Jahre 1877 der deutsche Botschafter in Petersburg sich durch Äußerungen des Zaren in seinem persönlichen und staatlichen Selbstgefühl verletzt fühlte, belehrte ihn ein Erlaß Bismarcks:

„Es handelt sich nicht darum, berechnigte Empfindungen kundzugeben, sondern Politik zu treiben und die Arbeiten unserer politischen Gegner nach Möglichkeit unschädlich zu machen.“

Und um an der Seite des Reichskanzlers auch den zweiten Reichsgründer zu Worte kommen zu lassen, sei an ein Wort erinnert, das der Prinz von Preußen, nach dem Zusammenbruch des vormärzlichen preussischen Staats, am 7. April 1848 schrieb:

„Hin ist hin. Man kann darüber noch lange in preussischen Herzen trauern, aber zurückzubringen ist nichts; möge man jeden Versuch der Art aufgeben! Getrost das neue Preußen anschauen und wiederaufbauen helfen, das ist die Aufgabe jedes Patrioten, wengleich es viel Überwindung kostet, einen Staat zweiter Größe aufbauen zu helfen, der sonst einer erster Größe und selbständig war.“

Der diese Worte schrieb, war der Mann, der dreiundzwanzig Jahre später die Kaiserkrone in Versailles empfing — an dem heutigen Gedächtnistage dürfen wir auch den Geist entsagender politischer Pflichterfüllung beschwören, den der erste Kaiser selbst in den dunkelsten Tagen seines Lebens bewährt hat.

Das erste ist, unsere Aufgabe so zu erkennen, wie sie uns gestellt ist. Nur ein Realismus Bismarckschen Stiles kann uns helfen, uns in der Welt von heute zurechtzufinden und unsere Stellung in ihr zu nehmen. Es ist nun einmal so, daß diejenige Wirklichkeit, die Bismarck zu seiner Zeit umgab, die Staatengesellschaft der fünf europäischen Großmächte in ihrem alten und festen Bestande, gleichsam eine Rechnung mit bekannten Größen, heute grundstürzend verändert ist. Auf das Meer der unbekannteren Größen sehen wir uns heute hinausgeworfen. Denn unsere politische Umwelt: das ist die gründlich desorganisierte Staatengesellschaft und Wirtschaft Europas, die als Ganzes ihrerseits ihre alte bestimmende Stellung in der Welt verloren hat. Es kommt heute nicht mehr allein

auf die realen europäischen Machtverhältnisse an, so atemberaubend sie auch auf unsere Grenzen drücken, sondern fast entscheidender noch auf die Tafsache, daß sich das Verhältnis der uns umgebenden Staatenwelt zu den außereuropäischen Mächten ungeheuer, und zwar zu ihren Ungunsten verschoben hat. Wir dürfen uns weiter nicht dagegen verschließen, daß die wirtschaftlichen Daseinsprobleme unseres Volkes nicht mehr autonom von uns gelöst werden können, sondern, so gut wie die wirtschaftlichen Lebensfragen der Siegerländer, in übernationale Wirtschaftszusammenhänge anscheinend unwiderruflich hineingezogen sind. Und schließlich ist es von nicht wegzuleugnender Bedeutung, daß gleichzeitig mit dieser Verschiebung des Schwergewichts in der Welt unabsehbare geistige Kräfte am Werke sind, die diese Weltatmosphäre mit ganz neuen Elementen erfüllen und auch in die Luft unserer nationalen Gemeinschaft hinüberspielen. Ein Durcheinander gewiß von echten Idealen, von leeren Illusionen und von groben Interessen; aber auch diese chaotisch gärenden Kräfte ringen um den Aufbau einer neuen Welt.

In diese neuen Lebensbedingungen sind wir mit unserer ganzen Existenz, mit allen Möglichkeiten unseres Aufstiegs, mit jedem Schritt, der ins Freie führt, unlöslich eingebettet, gleichsam eingespant — ja, es scheint, als ob kein Volk dieser Wirklichkeit tiefer verhaftet wäre, als — vermöge ihrer geographischen Lage und ihres historischen Schicksals — eben die Deutschen. Darum wäre nichts falscher, als diesen für uns gegebenen Tatbestand ignorieren zu wollen, und, das Bild der Staatenwelt im Zeitalter Bismarcks vor Augen, gleichsam unter einem Panier entschwindener Zeiten zu marschieren. Wir haben vielmehr diese neue Welt, die uns umgibt, so zu nehmen, wie sie ist: mit ihren tatsächlichen Machtverhältnissen, ihren nationalen, aber auch ihren übernationalen Triebkräften, ihren tiefgreifenden wirtschaftlichen und geistigen Verflechtungen, mit ihren echten und falschen Idealen. Wir können uns nun einmal in dieser Umgebung nicht nach unseren innerpolitischen Wunschbildern beliebig einrichten, und müssen uns davor hüten, unser äußeres Weltbild von inneren Parteibedürfnissen färben zu lassen. Wollen wir die Freiheit nach innen und außen zurückgewinnen, so müssen wir alle Gewalten, die für unser Leben in Betracht kommen können, realistisch zu bewerten und in unsere Zukunftsrechnung einzustellen suchen, ohne jede Voreingenommenheit, die sich so leicht einstellt, denn alle Sympathien und Antipathien nach außen haben, nach Bismarck, den Embryo der Untreue gegen die eigene Nation im Leibe.

Gewiß kehren in der grundstürzend veränderten Weltlage auch jene eingeborenen Probleme deutscher Außenpolitik wieder, die das Reich Bismarcks einst zu bewältigen hatte. Der Zweifrontendruck von Westen und Osten schnürt den Lebensatem unseres Reiches nur noch schärfer zusammen als in früheren Zeiten: er würde auch in neuen Gemeinschaftsformen nur in eine andere Ebene des Völkerverkehrs hinaufgehoben werden. Und wenn Bismarck sich schon in der Geburtsstunde des Reiches im Jahre 1870 vor eine Art Option zwischen Rußland und England gestellt sah, jene Option, die um die Wende des Jahrhunderts sich zu schicksalshafter Bedeutung steigerte, so könnte es scheinen, als wenn schon mit dem ersten Schritt ins Freie, der in Locarno getan wurde, wiederum eine Art von Option zwischen Westeuropa und Osteuropa verbunden sein sollte — und wie ungeheuer haben sich die inneren Gegensätze, die sich hinter diesen Welten verbergen, seitdem vertieft. Das Schicksalsland der Mitte, das wir von jeher waren und auch in künftigen Weltgegensätzen bleiben werden, darf aber als Endziel niemals eine Politik aus den Augen verlieren, deren Leitstern der Wiedergewinn der Unabhängigkeit nach allen Seiten ist.

Mit der deutschen Freiheit im Herzen treten wir daher den internationalen Verbindungen gegenüber, die aus dem Weltkriege hervorgegangen sind, ohne Illusionen, aber auch ohne Vorurteile. Wir können uns nicht dagegen verschließen, daß diese Organisationen, kraft der allgemeinen Erschütterung der Welt, eine wachsende Bedeutung im Völkerleben gewinnen, und ebendarum aus einseitigen Siegerorganisationen in gerechte Ausgleichsorgane verwandelt werden müssen. Zu diesem Ziele mit echtem Idealismus mitzuwirken, kann zu einer deutschen Aufgabe der Zukunft werden, nicht nur weil damit zugleich im nationalen Interesse gehandelt wird, sondern weil unser Volk kraft seiner Stellung in der Welt besonders dazu berufen ist, für die Sache der Gerechtigkeit und Unabhängigkeit der Völker einzutreten. Es ist ein berechtigter innerer Vorbehalt, wenn wir auch bei dem Eintritt in den Völkerbund nicht auf das Maß innerer Freiheit verzichten wollen, das unserer Vergangenheit und Zukunft würdig ist, und uns niemals von dem lebendigen Gemeinschaftsgefühl lossagen, das uns mit allen Söhnen deutschen Blutes für immer verbindet, heute aber an mehr als an einer Stelle — ich erinnere nur an das eine Wort Südtirol — aller Menschlichkeit zuwider mit Füßen getreten wird.

Auch steht es nicht so, daß wir nunmehr vermeinten, in diesen über-

nationalen Beziehungen eine höhere Instanz oder gar einen Ersatz für die nationalen Werte unseres Vaterlandes zu finden. Vielmehr nur indem wir diese nationalen Werte zur Geltung bringen, können wir allein jene menschheitlichen Beziehungen erhöhen und vertiefen. Je aufrechter wir unsere Art unter den Völkern dieser Erde verkörpern und vertreten, je fester wir selber in unseren eigenen Schuhen stehen, desto fruchtbarer wird auch unser Anteil an der gemeinsamen Arbeit der Menschheit sein können. So wenig der geistige Anteil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritt jemals wird ausgeschaltet oder verdunkelt werden können, so wenig wird für die zukünftige Ordnung der Staatengesellschaft die unabhängige Stellung Deutschlands in der Mitte des Erdteils, als ein Moment wahren Gleichgewichts und der Sicherheit aller, zu behren sein.

Aber wenn wir in dem neuen Zeitalter, in welches das erschöpfte Europa eintritt, Glieder und Träger einer neuen Gemeinschaft sein wollen, bedürfen wir selber der Freiheit. Die Freiheit der Idee ist gebunden an die Freiheit und die Autonomie des Staates. Schon Wilhelm von Humboldt, einer der edelsten Vertreter des geistigen Individualismus, hat im Dezember 1813, unter dem tiefen Eindruck der Fremdherrschaft und Be-
freiung, die unvergeßlichen Worte gesprochen:

„Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen seiner Nachbarn verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern fließen.“

*

Von dem geschichtlichen Momente, an dem heute die deutsche Nation steht, haben wir an dem Gedenktage der Reichsgründung die Blicke schweifen lassen in die Aufgaben, die Möglichkeiten, die Hoffnungen der Zukunft. Schauen wir noch einmal aus der Tiefe der Unfreiheit von heute zurück nach dem Reiche, das wir einst besaßen, dann tritt uns erdrückend ins Bewußtsein, wie weit und steil der Weg ist, der vor uns liegt. Wir rufen auf diesem Wege die sittlichen Kräfte an, die das Reich geschaffen habe, die großen Persönlichkeiten der Vollender und das weite Heer der geistigen Vorbereiter, der Miststreiter, der Namenlosen. Denn Unendliches ist uns auferlegt, und wir brauchen Unendliches, zu fragen und zu überwinden: den Idealismus der Generation von 1830 bis 1870 ebenso wie den Realismus der Staatskunst Bismarcks, die einfachen

Tugenden, die jeder einzelne in seinem Kreise üben kann, und die politische Selbstzucht in der großen Gemeinschaft der Nation. Wir brauchen den Willen zur That und den demüthigen Glauben. Denn auch für unser Ziel, für den Wiedergewinn der deutschen Freiheit, gilt das Wort Bismarcks aus dem Jahre 1868:

Erreichen wir das Ziel im nächsten Menschenalter, so ist es etwas Großes; erreichen wir es früher, so ist es ein unverhofftes Gnadengeschenk von Gott.

Ein historisch-politisches Quellenwerk
von größter Bedeutung

**Die Rheinpolitik Kaiser
Napoleons III. von 1863–1870 und
der Ursprung des Krieges
von 1870/71**

Nach den Staatsakten von Oesterreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten

Von

Hermann Oncken

Drei Bände (1670 Seiten) Gr.-8°. In Leinen gebunden M 45.—.

Die historische Rheinpolitik der Franzosen, die seit den Tagen Ludwigs XIV. die Eroberung der Rheinposition und die Vorherrschaft in einem in Kleinstaafflichkeit versunkenen Deutschland anstrebt, wird in diesem Quellenwerk für die Periode bloßgelegt, die mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 endete. Das Zeugnis der Akten, deren Sprache Hermann Oncken in einer glänzenden Einleitung verdeutlicht, bringt den unwiderleglichen Beweis für die Kriegsschuld und den Kriegswillen Frankreichs und seines Kaisers.

Sonderausgabe der Einleitung

Napoleon III. und der Rhein

Der Ursprung des Krieges von 1870/71

120 Seiten Groß-Oktav. In Leinen gebunden M 6.—, geheftet M 4.—

Von Hermann Oncken erschienen noch in unserem Verlag:

Rudolf von Bennigsen

Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. 3. Tausend. Neue, wohlfeile, ungekürzte Ausgabe. Zwei Bände. Geheftet M 12.—

Lassalle

Eine politische Biographie. 4., durchgearbeitete Auflage. In Halbheinen geb. M 12.—

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin Leipzig

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Karl Vossler:

Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie

(VIII, 272 Seiten. 8^o) — Broschiert RM. 5.—, gebunden RM. 6.50, handgebunden Halbleder RM. 10.—

An Julius von Schlosser / Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft / Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte / Kulturgeschichte und Geschichte / Das System der Grammatik / Das Leben und die Sprache. / Über grammatische und psychologische Sprachformen / Der Einzelne und die Sprache / Die Grenzen der Sprachsoziologie; Vorwort / Poesie und Prosa / Beredsamkeit und Umgangssprache / Register

Literar. Jahresbericht des Dürerbundes 1923: Zuletzt ein einsames Werk: Karl Vosslers Aufsätze zur Sprachphilosophie. Vossler ist der einzige heute, der vom Leben der Sprache tief sinnig und doch ganz sachlich spricht. Der zeigt, was sie treibt und wie sie sich wandelt, und was das bedeutet in all seiner Tragweite. Auch von der Erforschung dieser Probleme. Mit immer neuem Staunen liest man die Meisteranalyse, die leuchtkräftigen Beispielsbetrachtungen, diese Einblicke in Menschtum und Gesellschaft . . .

Prof. Dr. med. et phil. **Franz Oppenheimer** Frankfurt a. M.

Gesammelte Reden und Aufsätze

I. Band

Wege zur Gemeinschaft

VIII. 513 S. gr. 8^o auf bestem holzfreiem Papier, brosch. Rm. 8.50, Leinen gebunden Subs.-Preis Rm. 11.—
Nach Erscheinen des II. Bandes erhöht sich der Preis um 20 %

INHALT: Vorwort / Wissen und Werden / Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre / Physiologie und Pathologie des sozialen Körpers / Zur Theorie der Genossenschaft / Die soziale Bedeutung der Genossenschaft / Die Gewerkschaft / Lloyd George und der englische Großgrundbesitz / Der russische Bauer / Was uns die russische Agrarreform bedeutet / Ostelbische Tagelöhne und Landflucht / Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden / Zur Geschichte und Theorie der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften / Die Arbeits- und Pachtgenossenschaften in Italien / Ein gescheitertes sozialpolitisches Unternehmen / Bodenwertsteuer oder innere Kolonisation / Gemeinwirtschaft / Die Revolutionierung der Revolutionäre / Eine Revision des sozialdemokratischen Programms / Freier Handel und Genossenschaftswesen / Wohnungsfragen und Volkskrankheiten / Die Kaufkraft des Geldes / Zur Geldtheorie / Das Bodenmonopol / Zwei neue Lehrbücher der Ökonomie / Alfred Amons' „Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie“ / Die Utopie als Tatsache

Ein Standardwerk wissenschaftlicher Durchdringung und Darstellung aktueller Probleme der Vergesellschaftung liegt hier vor

Der zweite Band, **Soziologische Streifzüge** erscheint im Laufe des Jahres 1926
Abnehmer des I. Bandes erhalten auch den II. Band zu einem um 20 % ermäßigten Vorzugspreis

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN N.W. 12